

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt**

90 (17.11.1850)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 17. November 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N<sup>o</sup>. 90.

## Der Thürmer von St. Marien.

(Fortsetzung.)

— „Sohn, Sohn, was sprichst Du da?!“ warnte die Alte. „Hat das Fräulein einen Brand in Deinem Herzen entzündet, so lösch' ihn bei Zeiten, wie auch sie zu thun mir gelobt.“

— „Mutter Wanka — hörte ich recht?“ rüst der Jüngling fast außer sich; „sie, — sie liebt mich ebenfalls?! . . . Sucht's nicht zu leugnen, Ihr habt's eben gesagt! . . . Und doch, sollte sie, die herrlichste der Frauen, den niederen Söldner . . . Sprecht die Wahrheit, Mutter Wanka; bei Allem, was Euch je heilig gewesen: sagt mir, was Ihr wißt!“

— „Das Alter macht schwachhaft,“ entgegnet die Wendin, unwillig über sich selbst, „und die Zunge geht dann häufig mit dem Verstande durch, wenn sie auch noch so großes Unheil anrichtet . . . Da mir's nun einmal entfahren ist, mag ich das Wort nicht wieder zurücknehmen.“

— „So ist's also wahr!“ stammelt der Jüngling. „Dies hohe Glück, ich vermag es nicht zu fassen, nicht zu begreifen. Fast glaube ich zu träumen . . . Doch laßt mich hin zu ihr.“

— „Nichts da!“ unterbricht ihn die Alte, ihn am Arme festhaltend. „Du darfst nicht zu ihr, weder jetzt, noch später, darfst auch nie nach ihrem Namen und Wohnort forschen — so ist es ihr Wille, dem Du gehorchen mußt, soll sie Dich ferner lieben. Wirst Du darnach thun?“

— „Wie könnte mir in den Sinn kommen, sie durch Fährwitz zu kränken?“ erwidert Valentin. „Ein Wink von ihr ist mir heiligstes Gesetz. Ist es denn nicht auch schon genug, daß sie mich liebt?“

— „Du bist ein wackerer, folgsamer Bursch,“ lobt ihn die Wendin, freundlich seine Hand drückend. „Und glaube mir, wenn Du dein Wort hältst, wird Dir viel Schmerz und Kummer erspart werden . . . Doch jetzt gehab Dich wohl; meine Zeit ist gemessen. Beherzige ja was ich Dir gesagt!“

— Mit diesen Worten überläßt sie Valentin sich selbst. Diesem schwellt die Brust in unnennbarem Entzücken. „Sie liebt mich!“ stammelt er vor sich hin, und das leise Raufchen der Blätter an den Bäumen und Gesträuchen scheint ihm bestätigende Antwort geben zu wollen.

— Mächtig zieht es ihn zu dem Dörschen am Wasser hinüber, wo sie jetzt weilt; doch eingedenk ihres Gebots, wagt er nicht, dasselbe zu überschreiten. Es genügt ihm das Bewußtseyn, von ihr geliebt zu werden; zu viel Glück wäre es, sie auch noch ferner schauen und den süßen Ton ihrer Stimme zu vernehmen. Was kümmert ihn ferner der Name ihres Vaters? Er entsinnt sich, daß sie von diesem „Agnes“ genannt wurde, und das ist genug für ihn. Zudem lebt in seinem Herzen die frohe Hoffnung, fast Gewißheit, die Geliebte werde einst selbst nach überstandener Prüfungszeit das Dunkel, mit dem sie sich absichtlich umgeben, von sich abstreifen, und diese Hoffnung ist es insbesondere, wenn er sich dies auch nicht gestehen mag, welche ihm die Stärke verleiht, ihrem Willen unverbrüchlich gehorsam zu seyn. — Ohne einen Versuch gemacht zu haben, zu ihr zu gelangen, kehrt er endlich spät in der Nacht zur Stadt zurück. —

Dies Alles zog an Valentins Seele vorüber, als er so am hohen Thurmfenster stand und sein Blick an der Stelle haftete, wo er die Geliebte zum ersten und einzigen Male gesehen. Seine

Hoffnung, wieder von ihr zu hören, war während sieben langer Monate nicht in Erfüllung gegangen; nicht das geringste Zeichen von ihr war ihm geworden, und so hatte sich ihm nach und nach die Vermuthung aufgedrängt, daß er von ihr vergessen sei. „Wie kann es auch anders seyn?“ „Sie, ein Fräulein aus edlem und reichem Hause, und Du, ein niederer Knecht, ohne Namen und Güter!“ — In solchen Augenblicken rief er sich dann das Ziel vor Augen, welches zu erreichen das Streben seines Lebens seyn sollte, um so das Vergessen seiner Liebe zu unterstützen, und wenn ihn auch die geheime Hoffnung, nach Erämpfung seines Rechts in den Besitz des geliebten Wesens zu gelangen, nie ganz verließ, so war doch der Gedanke an Agnes wenigstens scheinbar in den Hintergrund seiner Seele getreten, bis er plötzlich an diesem Abend durch Martins Bericht wieder heraufbeschworen ward und des Jünglings ganze Seele einnahm. —

In der Erinnerung jenes Tages durchlebte Valentin noch einmal die kurze Zeit, wo er so unendlich glücklich sich fühlte.

„Wie ist mir denn?“ begann er nach einer Pause, in der er seine Gedanken mehr auf die Gegenwart gerichtet hatte. „Sollte mich Agnes dennoch lieben? . . . Wäre dies nicht, warum thut sie so Ungewöhnliches und für ihr Geschlecht Seltsames? . . . Wie kommt sie nach Berlin und wie konnte ihr Kunde werden von einer mir drohenden Gefahr? . . . Wer, wer ist sie?“

„Mir bleibt kein Zweifel!“ murmelte er endlich mit tonloser Stimme. „Der Name Agnes — ihre Warnung — die seltsame Erzählung Menglers — der Mann mit dem theilweis verhällten Gesicht im Gemach des Rentmeisters endlich . . . Ja, so ist's; Agnes von Köckerich ist ihr Name — sie ist die Tochter des Mannes, der meines Vaters Todfeind, der Mörder meiner Mutter und der Räuber meines Namens und meines Gutes ist; sie ist das Kind des Mannes, gegen dessen ganze Sippschaft mein Vater vor einer Stunde in gerechtem Grimme den Fluch geschleudert, mit dem er seine eigenen Kinder bedroht, könnten sie je Anderes, als Haß und Rache gegen Jene im Herzen nähren! . . . O Gott, das ist zu viel!“

Erschöpft ließ er sich auf den Rand seines Lagers nieder und stützte die von kaltem Schweiß bedeckte Stirn mit der Hand.

„Deine Warnung, Agnes, war vergebens!“ sprach er leise mit bewegter Stimme. „Was bleibt mir denn noch Besseres zu hoffen übrig, als in treuer Erfüllung meiner Pflicht den Tod zu finden?!“

„Verzeihe mir, theurer Vater, und Du, Schwester, wenn in mir die Hoffnung Eures Lebens fällt!“ fuhr er nach kurzer Pause fort. „Ich kann ja nicht anders! . . . Gott im Himmel, der allein in mein Herz blickt, wird mir vergeben und Euch in seinen gnädigen Schutz nehmen, wenn, wie ich nicht glaube, auch gegen Euch Etwas im Schilde geführt werden sollte! . . . Nein, nein,“ setzte er nach einigem Sinnen hinzu, „der Streich soll nicht dem Enkel Heinrich's von Wolpersberg, sondern dem Nebenbuhler Dito's von Lindstädt gelten! . . .“

Körperlich und geistig erschöpft, warf er sich endlich auf sein Lager; doch wahrte es lange, ehe der Schlummer ihn auf einige Augenblicke sein trauriges Geschick vergessen ließ.

Noch bevor der Tag graute, richtete sich Martin auf seinem Lager empor, stand leise auf und verließ das Gemach. Draußen zündete er eine Leuchte an, hüllte sich in seinen alten Mantel und verließ den Thurm. Unten schritt er durch die schweigende

Nacht dem Oberberger Thor zu, welches ihm auf seine Bitte von den wachhabenden Söldnern nach den gewöhnlich an ihm ausgeübten Neckereien geöffnet wurde. Eine gute Strecke vom Thore entfernt, standen etliche jener elenden Hütten, deren Bewohnern man zu jener Zeit kein Obdach in der Stadt gewährte, weil sie wendische Abkömmlinge waren und in dem Verdachte heimlichen Götzdienstes standen. Nur mit der heilkundigen Banka, deren man so oft bedurfte, ward eine Ausnahme gemacht. — Zu diesen Ausgestoßenen nahm Martin jetzt seinen Weg.

Am Eingange der ersten Hütte blieb er stehen und pochte. Nach geraumer Zeit öffnete sich endlich eine Fensterlade, doch nur so weit, als nöthig war, um die in unwirschem Ton gesprochene Frage draußen verstehen zu lassen, wer die Ruhe der Nacht störe?

„Der Martin vom Thurm ist's, Nikolas,“ erwiderte dieser. „Deffne nur schnell, 's ist nicht gerade angenehm hier im Freien!“

Schnell ward die Lade geschlossen, und gleich darauf knarrte der schwere Riegel, der von dem Eingange zurückgeschoben wurde. Einen brennenden Riechspahn in der Hand, führte Nikolas den Kleinen in das Innere der Hütte, wo in dem einzigen elenden Gemach derselben noch Weib und Kind auf ärmlichem Lager der Ruhe pflegten. Hier sprachen die beiden Männer geraume Zeit eifrig, aber leise mit einander.

Was Martin sagte, schien dem Andern recht zu seyn, denn Nikolas gab mehr als einmal ein Zeichen seiner Zustimmung. Endlich warf er sich den Schaspelz, fast sein einziges Kleidungsstück, über, und verließ die Hütte, während Martin dort verweilte.

Nicht allzulange dauerte es, bis Nikolas zurückkam. Ihm folgten fünf bis sechs Männer, von gleichem wilden Aussehen, wie er, und gleich ihm in Schaspelze gekleidet. Sie Alle boten Martin wie einem guten Bekannten die Hand.

Dieser redete nun Dasselbe mit ihnen, wie vorher mit dem Nikolas, und Alle gaben zu Dem, was er sagte, durch Kopfnicken ihren Beifall zu erkennen. Endlich langte der Kleine aus seiner Gürteltasche drei blanke Goldstücke und legte sie auf den roh gezimmerten Tisch, an dem sie standen. Doch kaum gewahrten die Männer sein Gebahren, als sie mit heftigem Unwillen in den Mienen dem Martin bedeuteten, das Gold wieder zu entfernen. Mit einer Thräne freudiger Nahrung im Auge befolgte dieser das Gebot, und mit einem kräftigen, gleichsam betheuernden Händedruck schieden die Fremden wieder von Martin und seinem Wirthe.

„Redliche Herzen haben sie unter der rauhen Haut!“ sprach Martin für sich, während Nikolas einen der Schlafenden weckte, einen rüftigen Burschen von vierzehn Jahren, dem er gebot, mit Martin zu gehen. „Ihr haltet Euch also bereit!“ sagte dieser beim Abschied seinem Freunde.

„Du hast unsern Handschlag,“ erwiderte Nikolas, „und ein so bekräftigtes Wort hat noch Keiner der Unsrigen gebrochen. Kein Haar sollte ihm gekrümmt werden, auch wenn Du nicht dabei wärest!“

Gefolgt von dem Knaben, begab sich Martin wieder in die Stadt und auf den Thurm. Der alte Sträuber saß am Fenster und betrachtete das Heraufdämmern des neuen Tages, der eben seinen Kampf mit der langsam weichenden Nacht begann, als er in dessen Gemach trat.

„Ich habe eine Bitte an Euch, Herr Sträuber, die Ihr mir gütig gewähren wollt,“ wandte er sich an diesen. „Schon gestern ward ich zu einer reichlich sich lohnenden Arbeit bestellt, und obwohl mich diese mehrere Tage von hier fern hält, so nahm ich sie doch an, wenn ich nämlich Eure Erlaubniß —“

„Die hast Du,“ unterbrach ihn der Thürmer. „Du brauchst ein neues Wamms, und ich kann es Dir nicht geben.“

„Habt Dank, lieber Herr,“ sprach Martin. Der Gewinn ist wahrlich so, daß es sich der Mühe lohnt. Doch habe ich auch daran gedacht, Euch während der Abwesenheit Eures Soh-

nes und der meinigen nicht ganz allein zu lassen, und den Sohn eines Freundes herbeschieden. Er ist draußen und wartet Eures Gebotes. Der Bursche ist groß und stark, und werde ich ihn noch genau über seine Obliegenheiten belehren. Doch solltet Ihr jetzt der Ruhe pflegen, denn noch bleibe ich einige Stunden hier, und kann bis dahin wohl Acht geben. Wenn Euer Sohn sich anschiekt zur Reise, werde ich Euch wecken.“

Der Thürmer folgte dem Rathe des treuen Dieners, und Martin nahm seinen Platz ein. „Schlaf wohl, Du armer, alter Mann,“ sprach er für sich. „Und wenn wirklich Deinem Sohne zehnfache Gefahr droht: unverfehrt sollst Du ihn wieder an Dein Herz schließen!“

4.

Ungefähr zu derselben Zeit, wo Martin sich nach den wendischen Hütten begab, erhob sich der kurfürstliche Rentmeister, Herr Balthasar von Lindstädt, von seinem Lager. Sein Antlitz war bleicher als gewöhnlich und trug unverkennbare Spuren langer Ausschweifungen zur Schau, die man sonst, wenn er sich den Leuten zeigte, nicht gewahrte. Das schon stark mit Grau untermischte schwarze Haar, welches über die gefurchte Stirn herabfiel, gab ihm vollends das Ansehen eines Menschen nach wüß durchschwärmter Nacht, so daß er selbst erschrock, als er sich in dem großen Spiegel erblickte. Und doch hatte er die Nacht keineswegs in Saus und Braus verlebt, sondern hatte sich, nachdem das glänzende Bankett von gestern beendet, mit seinem Vetter und dem Bürgermeister von Berlin in seinem Gemache verriegelt, wo von den Herren gar ernste Sachen verhandelt wurden, welche bis lange nach Mitternacht ihre Zeit in Anspruch nahmen. Dann hatte der Rentmeister aber noch nicht sein Lager aufgesucht, sondern wohl noch eine Stunde in einem Wandschrank gesucht, der in der Mauer saß und von einem Fremden nicht so leicht bemerkt werden konnte. Doch war dies Suchen vergeblich gewesen, denn kopfschüttelnd ward der Schrein wieder verschlossen und Herr von Lindstädt suchte endlich sein Lager auf, von dem er sich nach kaum drei Stunden unerquickt, wie wir gesehen haben, erhoben hatte.

„Es ist doch ein eigen Ding, wenn der Vater von dem Sohne den Ausspruch auf Leben oder Tod erwarten muß,“ sprach er für sich; „fast zittere ich vor dem Augenblicke, wo ich ihn, der sonst nur gewohnt war, Befehle von mir zu empfangen, als Bittender erscheinen werde. . . Gäbe es irgend einen andern Ausweg, und wäre es der verzweifeltste, wahrlich, ich schlage ihn ein; doch es giebt nur den einen. . . Es muß geschehen, es muß — wenn nicht. . .“

Schauernd wandte er sich von dem Gedanken ab, der in diesem Augenblicke vor seine Seele trat.

„Ich habe dem Burschen, obwohl ich ihm in Allem freien Willen ließ, doch stets den gegen jedes Unrecht strengen Vater gezeigt, einmal, weil ich meine Schwachheit für den einzigen Sohn, das einzige Wesen, an dem mein Herz hängt, durch diese scheinbare Strenge gegen wirkliche Vergehen verdecken wollte, und dann auch, weil es mein Stolz war, den wilden Rangen, dem alle Leute nur Werkzeuge zur Befriedigung seiner Launen waren, mit hoher Achtung und Ehrerbietung vor mir erfüllt zu sehen. . . Und jetzt soll ich vor ihn hintreten und gestehen, daß derselbe Mann ein Bösewicht ist! . . .“

„Und wenn er sich weigert, wenn er selbst meinen Bitten widersteht. . . Immer aufs Neue tritt dies Schreckbild vor meine Seele! . . . Und dazu noch die aus jenem, von Niemand doch gekannten Schrein entschwundene Urkunde, von deren Vernichtung mich mein böser Geist zurückgehalten haben muß, denn ich entsinne mich nicht, dies gethan zu haben. . .“

„Die Zeit drängt!“ fuhr er nach kurzem Gräbeln auf; „schon dämmert der Morgen heraus, und in spätestens drei Stunden muß Otto auf dem Wege seyn. . .“

Er nahm den Armleuchter und trat in ein Vorgemach, wo sein Diener in einem Lehnstuhle saß und schlief, da der Ruf sei-

nes Herrn ihn selten früher als um die achte Morgenstunde zu diesem beschied.

Lindstädt trat auf ihn zu und rüttelte ihn unsanft beim Arm. Der noch schlaftrunkene Bursch versuchte sich eiligst zu erheben, war jedoch noch nicht seiner Sinne mächtig genug und fiel stolpernd wieder zur Erde nieder, wobei ein Beutel mit Geld klippernd aus der Tasche auf den Fußboden glitt.

Mit sichtlichem Bestürzung suchte er den Beutel den Blicken seines Herrn zu entziehen, allein der Rentmeister hatte den Klang des Geldes vernommen und kam ihm zuvor. Den Beutel in seine Hand leerend, gewährte er fast lauter Goldstücke.

„Bube, Du hast mich bestohlen!“ rief er mit donnernder Stimme. „Bekenne, woher Du das Gold nahnst, oder ich lasse Dich auf der Stelle zu Tode peitschen!“

„Gnade, gestrenger Herr, Gnade!“ flehte der geängstigte Diener, auf den Knien liegen bleibend. „Dies Gold ist nicht entwendet, das schwöre ich Euch mit den heiligsten Eiden, und bekennen will ich Alles, wenn Ihr mir vergönnt, zu reden!“

„So sprich, Elender!“ herrschte ihm Lindstädt zu. „Doch wehe Dir, weichst Du auch nur um einen Deut von der lautheren Wahrheit ab!“

Als das gestrige Bankett beendet war und Ihr Euch mit den beiden edlen Herren auf Euer Gemach begeben hattet, durchlief ich die Gänge des Hauses, um zu sehen, ob Alles in guter Ordnung sich befinde,“ berichtete der Diener. „Da plötzlich, als schon Alles still im Hause war, vernahm ich leise Tritte, welche vom oberen Gange die Stiegen herabkamen. Neugierig, wer sich auf so heimlichen Wegen befinde, barg ich schnell die Leuchte unter meinen Mantel, ließ so, im Finstern stehend, den Nahenden bis dicht an mich kommen und zog dann plötzlich, Einen aus der Dienerschaft vermuthend, die Leuchte hervor, um meinen Mann zu erkennen. Doch fast starr machte mich das Staunen, als ich das edle Fräulein, Eure Nichte, gewahre, welche, in Mönchstracht gekleidet, vor mir steht. Das Fräulein war nicht minder erschreckt, und zu spät versuchte sie es, die Kapuze herabfallen zu lassen; sie hatte an meinen Zügen gemerkt, daß ich sie erkannt. Bald aber faßte sie sich wieder und bot mir dieses Gold, wenn ich schweigen und bis zu ihrem Wiederkommen die Thür des Hauses offen halten wolle, daß sie ohne Geräusch wieder auf ihr Gemach gelangen könne. Das gelobte ich ihr denn auch, wartete ihrer am Eingange, und kam so in Besitz dieses Goldes.“

Mit Bestremden hatte der Rentmeister diese Mähr vernommen. „Sprichst Du die Wahrheit, Bube?“ fragte er jetzt nochmals den Erzähler.

„So wahr mir Gott einst helfe!“ betheuerte der Diener.

„Du hast ob Deiner Verheimlichung schwere Züchtigung verwirkt,“ sagte er zu diesem; „doch will ich Mitleid haben mit Deiner Jugend und Unersahrenheit und Dir die Strafe erlassen, sobald Du mir gelobest, keiner Seele von Dem, was Du gestern gesehen, zu erzählen, weder dem Vater des Fräuleins, noch sonst Jemandem, aber am wenigsten meinem Sohne; verstehst Du? . . . Auch darf das Fräulein nicht erfahren, daß ich von der Sache weiß. . . Ich lasse Dich von den Hunden zerfleischen, wenn ein Wort über Deine Lippen kommt!“

Der Diener, froh, so leichten Kaufs davon zu kommen, gelobte mit den heiligsten Eiden, zu schweigen.

„Jetzt gehe hinüber zu meinem Sohne,“ gebot Lindstädt weiter, den Beutel mit dem Golde zu sich steckend, „und sage ihm, ich lasse ihn eiligst zu mir entbieten.“

„Ein sauberes Fräulein, diese Agnes,“ sagte der Rentmeister wieder für sich, als er in seinem Gemache war. . . . „Und dennoch muß sie meine Schwiegertochter werden, soll das reiche Erbe nicht für mich und den Köckeritz verloren gehen. . . . Armer Otto, Dein Bräutlein rächt sich für Deine Vernachlässigung dadurch, daß sie wie die liebesüchtigen Weibsbilder nächstlich verumtummt durch die Gassen streift! . . . Eine andere Bedeutung vermag ich wenigstens nicht zu finden. . . .“

Der eintretende Diener unterbrach diese Betrachtungen. „Der Junker läßt dem gestrengen Herrn vermelden, daß er eben die Absicht hatte, um ein kurzes Gehör zu bitten, und daher so gleich erscheinen wird.“

„Entferne Dich aus dem Borgemach und Sorge, daß uns Niemand stört!“ befahl Lindstädt.

Gleich nach des Dieners Entfernung trat Otto in das Gemach des Vaters. Seine Haltung zeigte nicht den Ausdruck der Keckheit, wie sonst, sondern sein ganzes Wesen hatte etwas Feierliches, oder vielmehr Düsteres an sich, und das Gemessene, was in den ungewöhnlich bleichen Zügen lag, so wie die kalte Entschlossenheit, welche sich in seinem Blicke aussprach, deuteten an, daß ein gar ernster Gedanke die Seele des jungen Mannes erfüllen mußte, der nach einem leichten Gruße gegen seinen Vater, dessen Anrede erwartete.

„Mein Sohn,“ begann Lindstädt nach einigem Räuspern, „ich habe Dich so früh zu mir bescheiden lassen, um Dir eine traurige Kunde mitzutheilen und zugleich von Dir Rath und Hülfe zu fordern. Du magst darin einen hohen Beweis meines Vertrauens erkennen, Otto, denn um keinen Preis der Welt möchte ich, daß irgend wer auch nur eine Ahnung davon hätte, was Du jetzt vernehmen sollst. . . .“

„Ich höre, Vater,“ sprach Otto, als der Rentmeister inne hielt, um zu erforschen, welchen Eindruck seine Worte gemacht hatten.

„Es gereicht mir zur Freude und zur Beruhigung,“ fuhr Lindstädt fort, „daß ich Dich heute ernster als sonst finde und Du nicht auf lustige Schwänke zu sinnen scheinst. . . . Ja, Otto, die Tage, wo Du unbehindert Deinen Launen und Einfällen leben konntest, wo meine Liebe und vielleicht zu große Nachsicht gegen Dich Dir gestattete, des Daseyns Lust und Freuden nach des Herzens Gelüsten zu genießen: diese Tage, mein Sohn, sind mit heute dahin, und ihnen folgt eine Zeit der Entbehrung, der bittersten Armuth, ja, vielleicht auch des Schimpfes und der Schande, und dieses Geschick, wird um so herber und härter für uns werden, als es unverdient über uns herein bricht und nur durch Feindes Heimtücke und Bosheit heraufgeschworen ward! . . . Ein Hoffnungsstern nur ist es, der mir in dieser Nacht des Verderbens noch leuchtet: es ist das Vertrauen auf Dich, Otto; Deine Hand vermag es, das Rad des Geschickes aufzuhalten und zu wenden, welches gegen uns heranrollt und uns unter seiner Wucht zerschmettern muß; kein Anderer, als eben nur Du, kann vollbringen, was geschehen muß, um uns vor dem sicheren Verderben zu wahren. Ich zähle auf Dich, mein Sohn, weil Du nicht wollen kannst, daß Dein Vater, der stets so gütig sich Dir gezeigt, seine alten Tage in Elend und Noth verfeufzen soll, und weil Du nimmer zugeben kannst, daß Dein Name gebrandmarkt und Deine ganze Sippschaft mit Schmach bedeckt werden soll; meine einzige Hoffnung, die mir in Dir geblieben, ist unerschütterlich, weil Du Deinen Erzeuger und Ernährer, der Dich um seine und Deine Rettung anfleht, nicht von Dir stoßen kannst! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

### Auszüge aus Briefen württembergischer Auswanderer.

New York, den 17. März 1850.

(Fortsetzung des Briefes Nro. VII.)

Am 21. Januar hatten wir schon einige Seebränke, auch ich fühlte gegen Abend Unbehaglichkeit im Magen und Kopfwelch, auch starke Neigung zum Brechen, konnte aber nicht dazukommen. Ich gieng bei Zeiten ins Bett und am andern Morgen war die Krankheit für immer ausgeschlafen, nur fehlte mir die ersten Wochen der Appetit, besonders zum Fleisch, was auch bei allen andern der Fall war. Den 22. Januar hatten wir starken Wind, das Schiff kam in größere Bewegung, die sich den Passagieren mittheilte; die meisten fiengen an sich jämmerlich zu erbrechen. 23. Jan. guten Wind und trübes Wetter. 24. Jan.

Gegen Mittag hörte der Wind auf. Die Meisten sammelten sich auf dem Berdeck, einige fiengen an zu kochen, die meisten aber fühlten Langeweile; das Schiff kam nicht von der Stelle, die Segel hiengen schlaff herunter, nur die Bewegung des Wassers schaukelte das Schiff hin und her, es war Windstille. Gegen Abend aber bekamen wir wieder Wind, der die Nacht über allmählig sich steigerte und am andern Morgen sehr heftig wurde. 25. Jan. In demselben Verhältnis, wie der Wind wuchs, verschlimmerte sich der Zustand der Seefranken. Ich war fast immer auf dem Berdeck. 26. Jan. Den ganzen Tag Sturm und Regen, der bei Nacht noch stärker wurde. Man konnte sich nicht auf dem Berdeck aufhalten, ohne durch und durch naß zu werden. Die Meisten gingen den ganzen Tag nicht aus dem Bett; es war auch eine Kunst sich anzukleiden, ich fiel bei dieser Arbeit öfters um und beschloß deshalb für die ganze Reise die Weinkleider nicht mehr auszuziehen. Abends fiel ich die Treppe hinunter und wurde unten an die Schiffswand geworfen, kam aber mit blauen Flecken davon. 27. Jan. Sonntag Morgens früh vor Tagesanbruch heftiger Sturm, doch günstig für uns. Das Schiff machte Sprünge wie ein Fisch, der zu Zeiten über's Wasser hüpfte, um nach Luft zu schnappen. Im Zwischendeck wurde alles lebendig, Kisten und Fässer kamen in Bewegung, Kartoffelsäcke öffneten sich, die aufgehängten Kochgeschirre schlugen klappernd zusammen und machten sich gegenseitig frei, auf dem Boden kugelten Wasserflaschen umher und ein Theil der aufgehängten Schenken und Specke fiel herunter. Dazu war es stockfinster, im Zwischendeck war keine Laterne und die Matrosen beeilten sich die Zugänge zum Zwischendeck zu verschließen. Furchterlich heulte draußen der Sturm und die Schiffswände dröhnten von dem Stoß der anschlagenden und über Bord stürzenden Wellen; dazwischen vernahm man die durchdringende Stimme des Capitäns und das taktmäßige Geheul der Matrosen, die auf dem Berdeck hin und her trabten, um bald hier bald dort die Befehle des Capitäns zu vollziehen. Die Bewegungen des Schiffs wurden immer heftiger, die Schwankungen folgten immer schneller nach allen Richtungen unregelmäßig auf einander, so daß man sich festhalten mußte, um nicht aus dem Bett geworfen zu werden. Erst hatten manche geschimpft und geflücht, andere gelacht und andere gejammert, jetzt aber war alles stumm in ängstlicher Spannung — plötzlich wird alles aufgeschreckt durch einen heftigen Stoß, dem ein Poltern und Krachen durchs ganze Schiff folgt; das Wasser fällt zu allen Öffnungen herein, das Schiff ist mit Gewalt auf eine Seite geworfen worden, viele festgebundene Kisten und Fässer sind losgerissen und umgestürzt, die Weibsleute erheben ein Zetterschrei und einer ober mir schreit laut: „O Herr, vergib uns unsere Sünden!“ Ich glaubte im ersten Augenblick, wir seien an einen Felsen geworfen oder an ein anderes Schiff gerannt; es muß aber nur eine große Welle gewesen seyn, die von einer Seite her auf das Schiff stürzte, so daß dieses eine tiefe Seitenbewegung machte, die nun gleich darauf auf die entgegengesetzte Seite erfolgte; alles, was los ist, fällt jetzt nach und schlägt im Fallen noch mehreres zusammen. Dieß Rumpeln und Poltern gieng nun fort, bald herüber bald hinüber, so wie eben das Schiff geworfen wurde. Das unangenehmste dabei war, daß auch ich mich unwillkürlich an der Bewegung theilnehmen mußte und ohnedieß schon blaue Flecken auf verschiedenen Seiten hatte. Das Klügste war sich im Bett recht fest zu halten, denn unter den fallenden Kisten konnte man in der Dunkelheit elendiglich gequetscht werden. Doch trieb endlich die Sorge um ihre Schinken und Weinfässer Einige heraus, sie konnten aber keinen sichern Schritt thun, denn der Boden war naß und schlüpfrig und alles in Bewegung. Endlich machte Einer Licht. Ihr könnt Euch keinen Begriff davon machen, wie es da aussah; Kisten, Fässer, Kleider, Koch- und Nachtgeschirre, Schinken, Zwieback, Kartoffeln, Eitel, Holzschuhe, Flaschen aller Art und sogar Passagiere — alles lag bunt durcheinander. Mit vieler Mühe wurden die größten Kisten und Weinfässer befestigt, das übrige ließ man in

Gottes Namen fortrumpeln, bis es Tag wurde; die Blechgeschirre waren theils zerquetscht, theils in alle Winkel zerstreut. Bei Tages Anbruch ließ der Sturm nach. Mit vieler Mühe machte ich mich auf und kletterte auf das Berdeck, ich mußte mich überall festhalten, denn die Bewegung des Schiffs war zu heftig. Und der Ocean — welches Loben! Ungeheure Wassermassen stiegen Berghoch auf und stürzten schäumend wieder in die Tiefe. Das Schiff flog von einer Seite auf die andere, bäumte sich vorne auf und stürzte wieder nieder. Die Wassermasse schien nicht mehr grün wie früher, sondern pechschwarz und glich mehr einer festen Masse als flüssigem Wasser; das Aussehen war ähnlich dem von schwarzem Marmor, der mit weißen Adern durchzogen ist. Die Wellenberge sind mehr scharf als rund abgegränzt und verlieren sich oben im Schaum und Staub; sie sehen in der Ferne aus wie Schneegebirge und schillern in der Nähe, da wo der blendend weiße Schaum von den überfluthenden Wassern verschlungen wird, wunderschön grün und blau. Der Horizont verändert sich beständig, je nachdem sich das Schiff in der Höhe oder Tiefe befindet, und ist im letztern Falle sehr klein, man befindet sich dann in einem engen Thale zwischen ungeheuren Wellenbergen, die auf allen Seiten schäumend und tobend zusammenschlagen; ist das Schiff oben auf einem solchen Berge, so sieht man das Wasser von Weitem herankommen. Das Geräusch läßt sich nicht beschreiben, ebenso wenig als der Anblick malen. Gegen Mittag legte sich der Sturm, das Wasser blieb aber noch lange in heftiger Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

### Maritäten Käßlein.

○ Der Professor Taubmann in Wittenberg pflegte die Lebensart der Studenten mit den sogenannten vier Species der Rechenkunst zu vergleichen. „Der Vater, sagte, addirt zu Hause, das Söhnchen subtrahirt auf der Universität. Wenn aber der Vater nicht häßlich das Vermögen multiplicirt, so wird es gewiß sehr bald burschikos dividirt werden.“

○ Entschuldigung. Ein Geiziger sagte einmal zu einem Freunde, den er klagen hörte, daß er immer Geld verlieren sollte, Folgendes im Vertrauen: „Machen Sie es wie ich. Ich halte mir zwei Geldbeutel, den einen nenne ich Jemand den andern die ganze Welt. All mein Geld stecke ich in den ersten Beutel, keinen Pfennig in den zweiten. Kommt dann wieder Jemand zu mir und verlangt, ich soll ihm borgen, so zeig' ich ihm den leeren Beutel und spreche und schwöre: daß ich eben keinen Heller in der ganzen Welt besitze und daß, wenn ich Geld brauche, ich selbst zu Jemand meine Zuflucht nehmen muß. So lüge ich nicht, und behalte mein Geld und meine Freunde.“

○ Die Zeiten ändern sich. Jemand wurde in einer Gesellschaft gefragt: was er vom heutigen Prophetenwesen halte? — „Mein Gott!“ antwortet er, „wie sehr ändern sich die Zeiten! Saul gieng Esel zu suchen und fand Propheten, jetzt geht man und sucht Propheten, und man findet Esel!“

### Räthsel.

Man sucht mich auf und hat man mich gefunden,  
Bin ich nicht ferner, als ich war;  
Mein wahres Seyn ist immer schnell verschwunden,  
Lieg' ich erst offen vor Dir dar.  
Wer mich nicht findet, nur dem bleib' immer,  
Was ich Dem, der mich findet, bleibe nimmer.

Auflösung des Logogryphs in No. 89:

F r o s t. R o s t. O s t. S t.